



Francesca Schmidt

1774

Als die
jungen Genies
die Freiheit
suchten

Südverlag



Francesca Schmidt (Foto: privat)

Simone Francesca Schmidt, Dr. phil., 1976 in Idar-Oberstein geboren, studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik in Trier, Koblenz und Mainz und unterrichtet heute an einem Gymnasium in Rheinland-Pfalz. Ihre Begeisterung für die Epoche des Sturm und Drang, als die Dichter die Freiheit suchten, lebt sie als Autorin wie als Lehrerin.

Ein unterhaltsames Panorama des Sturm und Drang, gewürzt mit Klatsch, Skandalen und Affären



1774 nimmt die erste deutsche Jugendrebellion an Fahrt auf. Neun junge Stürmer und Dränger – sie nennen sich „Genies“ – streiten leidenschaftlich für eine neue Sicht auf die Welt. Mittendrin: Johann Wolfgang Goethe, ein Tausendsassa, der weder Regeln noch Hemmungen kennt und dem mit dem Roman *Werther* der Bestseller des Jahres gelingt. Selbstbewusst mischen Goethe und seine Freunde, unter ihnen Jakob Michael Reinhold Lenz, die Gesellschaft auf. Die Frauen an der Seite der stürmenden Genies sind ihre Musen, werden verehrt oder tragen ihnen die Pantoffeln nach. Keineswegs herrscht immer eitel Sonnenschein unter Deutschlands klügsten Köpfen, denn es gibt Geldsorgen, verletzte Gefühle, unerfüllte Lieben. Man wechselt Briefe über Briefe, reist viel und diskutiert über Gott, die Welt und die Freiheit – mit Auswirkungen bis heute ...



Umschlagabbildungen: Der junge Goethe. Postkarte (Ausschnitt) nach der Kopie eines Gemäldes von Georg Oswald May, 1779 // Frankfurter Römerberg. Kolorierte Radierung von Friedrich Wilhelm Delkeskamp, akg-images (AKG231459)
Umschlaggestaltung: nalbachtypografie Silke Nalbach, Mannheim

Südverlag

ISBN 978-3-87800-155-3



9 783878 001553



1774 Als die jungen Genies die Freiheit suchten

Francesca Schmidt



Francesca Schmidt

1774

Als die jungen Genies die Freiheit suchten

1774: Die erste deutsche Jugendrebellion steuert auf ihren Höhepunkt zu. Neun junge Stürmer und Dränger – sie nennen sich „Genies“ – streiten überschwänglich für eine neue Sicht auf die Welt, für eine neue Literatur. Neben der Freiheit sind Leidenschaft und Individualität ihre Schlagworte. Entsprechend revoltieren die „Kraftkerls“ gegen die Vernunft und das Althergebrachte. Mittendrin: der exzentrische Johann Wolfgang Goethe, ein wahrer Tausendsassa, der weder Regeln noch Hemmungen kennt und dem mit dem Briefroman *Werther* der Bestseller des Jahres gelingt. Goethe und seine Freunde, u. a. Jakob Michael Reinhold Lenz, Friedrich Maximilian Klinger oder Christian Friedrich Daniel Schubart, mischen selbstbewusst die Gesellschaft auf. Ihre Energie ist dabei so groß, wie ihre Namen lang sind. Die Schwestern, Ehefrauen und Geliebten der stürmenden Genies sind ihre Musen, werden von ihnen vergöttert oder tragen ihnen schon mal die Pantoffeln nach. Keineswegs herrscht immer eitel Sonnenschein unter Deutschlands klügsten Köpfen, denn es gibt Geldsorgen, verletzte Gefühle, unerfüllte Lieben, enttäuschte Freundschaften. Intrigen werden gesponnen, Scharmützel ausgetragen, Eitelkeiten gepflegt: Stets geht es um alles oder nichts. Man diskutiert über Gott und die Welt und meist über die Freiheit – mit Auswirkungen bis in unsere Gegenwart ...



Südverlag

1774

Als die
jungen Genies
die Freiheit
suchten

Francesca Schmidt

1774

Als die
jungen Genies
die Freiheit
suchten

INHALT



„O Freiheit, Freiheit!
Silberton dem Ohre!
Licht dem Verstande!
Dem Herzen groß Gefühl
Und freier Flug zu denken!“

CHRISTIAN FRIEDRICH DANIEL SCHUBART

PROLOG	
Ein turbulentes Jahr beginnt	... 7
JANUAR 1774	
Goethe auf dickem und dünnem Eis	... 13
FEBRUAR 1774	
Dunkle Wolken und sonstige Wetterkapriolen	... 36
MÄRZ 1774	
Geburt eines Bestsellers	... 45
APRIL 1774	
Freundschaftsdienste	... 65
MAI 1774	
Weg mit den Vätern!	... 75
JUNI 1774	
Sommerloch, Lavater und ein Todesfall in Mainz	... 104
JULI 1774	
Goethe, Boie und die Herders auf Reisen	... 130

AUGUST 1774	
Geburtstage und ein neues Drama von Lenz	... 159
SEPTEMBER 1774	
Liebeshändel, Zank und ein Erdbeben	... 180
OKTOBER 1774	
Zerwürfnisse	... 202
NOVEMBER 1774	
Ein Übermütiger und viele Frustrationen	... 218
DEZEMBER 1774	
Lesen ist gefährlich!	... 227
EPILOG	
Was aus ihnen wurde	... 253
ANHANG	... 267
Abbildungen	... 268
Personenverzeichnis: Die jungen Genies, ihre Mitstreiter, Musen, Gegner und sonstiges Personal im Überblick	... 277
Anmerkungen	... 287
Zeittafel	... 288
Auswahlbibliografie	... 291
Bildnachweis	... 295

PROLOG

Ein turbulentes Jahr beginnt



„Da haben wir’s. Mit euch verfluchten Arschgesichtern.“ – „Und ich brech dir Arm und Bein entzwei und werf sie zum Fenster hinaus.“

Das sind Lenz’ Soldaten, die da so fluchen. Derb und laut geht es in dem Drama zu. Schon seit Anfang der 1770er Jahre macht sich ein neuer Ton in Deutschland und auf deutschen Bühnen breit. Da wird geflucht, gelitten und gelebt. Leidenschaften brechen sich Bahn. Das gefällt nicht allen – der sehr kritische Wagner-Biograf Erich Schmidt spricht sogar von dem „Mistbeet des wüsten Genie-thums“. Und als Genies sehen sich die Schöpfer der neuen Literatur. Das ist arrogant? Das ist echte, wahre Literatur, finden sie. Sie sind jung: Johann Wolfgang Goethe ist gerade vierundzwanzig Jahre alt, Jakob Michael Reinhold Lenz wird in Kürze dreiundzwanzig, Friedrich Maximilian Klingler zweiundzwanzig und Heinrich Leopold Wagner siebenundzwanzig. Lediglich der Journalist Christian Friedrich Daniel Schubart ist mit neununddreißig fast schon alt. Ihre Energie ist so groß, wie ihre Namen lang sind.

Diese „Kerls“ – das ist ihr Lieblingswort – und ihre Freunde rebellieren gegen das Althergebrachte, verehren Shakespeare und das Gefühl. Die selbst ernannten Genies sind dabei keineswegs Heilige, aber für Heilige ist die Zeit auch nicht gemacht. Wir werden sie und ihren Kreis, zu dem auch Goethes Freund Johann Heinrich Merck aus Darmstadt, Heinrich Christian Boie aus Göt-

tingen mit seinen Hainbündlern, Johann Gottfried Herder oder der etwas wunderliche Schweizer Theologe Johann Caspar Lavater gehören, ein Jahr lang begleiten, ihre Freiheitssuche beobachten und ihren Leidenschaften, Lieben, Freund- und Feindschaften sowie ihren Blicken auf die Welt folgen. Werden sie erfolgreich sein und ihre Ideen durchsetzen können? 1774 wird für viele von ihnen ein Jahr mit wichtigen Weichenstellungen.

Und nicht nur junge, kraftstrotzende Männer gehören zu dem Kreis, auch einige Frauen – sie sind ihre Musen, die Objekte ihrer Leidenschaften, ihre Ratgeberinnen. Manchmal müssen sie aber ganz prosaisch den Alltag dieser Machos aufräumen. Denn Machos sind sie: Ihr Frauenbild ist sehr konservativ, wenig rebellisch, und wehe die Frauen fügen sich nicht. Wir werden sehen.

Die jungen Rebellen betrachten die Welt mit neuen Augen und möchten sie verändern. Alte Regeln wie die drei Einheiten auf der Bühne werfen sie über Bord. Freundschaft, Genie und Selbstheflichkeit sind ihre Schlagworte. Handeln wollen sie, nicht reden. Sie sind auch ohne Smartphone, Whatsapp, SMS oder Facebook gut vernetzt: Briefe über Briefe werden gewechselt, ausgetauscht und einander vorgelesen. Man besucht sich, liest sich seine Schriften vor, kritisiert und kommentiert sie gegenseitig – und dabei geht man keinesfalls immer zimperlich miteinander um. Intrigen werden gesponnen, Scharmützel ausgetragen, Eitelkeiten gepflegt, Leidenschaften ausgelebt – immer geht es um alles oder nichts. So enthusiastisch der eine gefeiert und verehrt wird, so heftig wird auch gestritten, gestänkert und der andere in Grund und Boden geschrieben. Man nimmt kein Blatt vor den Mund, streitet für die freie Entfaltung der Individualität, für Selbstbestimmung und Freiheit. Das alltägliche Leben der Stürmer und Dränger steht nicht selten in Kontrast zu diesen großen Zielen: Viele kämpfen mit Geldnot, Unfreiheit und ungeliebten Stellungen.

Die Aufklärung, die vermeintlich das Licht der Vernunft über Europa ausgeschüttet und die letzten Jahre die europäische Gedankenwelt bestimmt hat, prägt die jungen Stürmer und Drän-

ger; sie sind ein Teil von ihr, und doch kritisieren sie sie, grenzen sich von ihr und den Vätern der Aufklärung ab, wollen anders sein. Zu rational, zu kalt und zu vernunftfixiert ist den wilden Kerls die Epoche der Vernunft, zu sehr ignoriert sie Gefühl und die Sprache des Herzens. Aber auch in Zustimmung und Ablehnung der großen Aufklärungsväter ist man sich nicht einig. Es ist ein kompliziertes und häufig von persönlichen Empfindlichkeiten geknüpftes Netz der Beziehungen.



1774 – erstaunliche Werke erblicken in diesem Jahr das Licht der Öffentlichkeit, die etwas radikal Neues darstellen. Es ist das literarische Skandaljahr, in dem allen voran Goethes *Werther* erscheint und die Welt auf den Kopf stellt: Gefährlich soll er sein, dieser Roman, und die Jugend zum Selbstmord verleiten, heißt es. Aber auch von Lenz kommt radikal Neues: Sein *Hofmeister* kritisiert die Erziehungslandschaft – Bildung ist nämlich nur etwas für diejenigen, die es sich leisten können, und die bestimmen auch, was gelernt wird. Lenz' Drama *Der neue Menoza* ist harte Polemik gegen ein selbstzufriedenes Europa, das im moralischen Morast versinkt. Bezüge zur Gegenwart dürfen gerne gezogen werden! Und am Jahresende schreibt Lenz an seinen *Soldaten* und nimmt sich der Lage der Frauen an, die auf falsche Versprechungen der Männer hereinfliegen. In Straßburg erlebt der junge Dichter das aus nächster Nähe.

Keineswegs geht es in diesen Werken nur um gute Unterhaltung der Leserschaft und des Bühnenpublikums. Die Werke stellen vielmehr Fragen, die ans Innerste der Gesellschaft rühren und die unser Denken und Handeln bis ins 21. Jahrhundert prägen: Welchen Einfluss hat die Gesellschaft auf das Individuum? Wie verantwortlich ist der Einzelne für seine Taten? Wie wollen wir unsere Kinder erziehen? Sind wir frei? Haben wir die volle Verfügungsgewalt über unser Leben? Haben bestimmte Menschen Vorrechte gegenüber anderen? Wollen wir nur verkopft und ver-

nunftgesteuert handeln oder auch unsere Leidenschaften ausleben? Das sind in der Tat komplizierte Fragen, die hier aufgeworfen und diskutiert werden. Und manchmal schießen die jungen Kraftgenies über das Ziel hinaus und treten dabei anderen, bewusst oder unbewusst, auf die Füße. Das hat dann Auswirkungen.



Auch sonst ist die Welt 1774 kompliziert – wie immer. In Russland regiert Katharina die Große mit eiserner Hand: Es herrscht mal wieder Krieg zwischen Russen und Türken, einer von insgesamt elf. Seit 1768 geht das schon so, doch 1774 wird es ein Ende finden. In Lenz' *Hofmeister* ist davon die Rede: Der Major von Berg plant hier, nach Königsberg zu gehen und sich freiwillig für den russisch-türkischen Krieg zu melden, um darin zu sterben. Eine verschollene Tochter und eine unausstehliche Ehefrau treiben ihn dazu. Doch letztlich bleibt er wohlbehalten zu Hause. Auch Schubarts *Chronik* berichtet immer wieder von den Kriegseignissen – aber später mehr dazu.

In Polen rumort es ebenfalls: König Stanislaw ist ein Günstling Zarin Katharinas. Als sich der polnische Adel gegen ihn erhebt, unterstützen die Türken die Aufständischen. Polen und sein trauriges Schicksal überhaupt: Preußen, Österreich und Russland werfen alle drei seit Jahren begehrlche Blicke auf das Nachbarland. Für die russische Herrscherin ist Polen ein beliebiger Spielball. Um sich die Nachbarn vom Leib zu halten und in Ruhe ihren Krieg mit den Türken führen zu können, teilt sie 1772 mit Preußen und Österreich Polen einfach auf. Jeder der drei erhält ein Stück vom Kuchen. Nur die Polen haben jetzt kein eigenes Land mehr. Unse-re Stürmer und Dränger sympathisieren mit den bedrängten Polen, vor allem Schubart.

In Österreich ist derweil ebenfalls eine starke Frau am Ruder: Maria Theresia. Friedrich der Große, der Preuße, mag sie gar nicht. Sie ihn umgekehrt auch nicht. In Frankreich regiert vorerst noch Ludwig XV., allerdings wird er bald das Zeitliche segnen. Die Fran-

zosen sind nicht besonders traurig darüber: Zu viele Mätressen hat er verbraucht, zu pompös gelebt und zu viele Schulden lässt er zurück. Frankreich ist innerlich zerrüttet, es gärt. Sein Nachfolger Ludwig XVI. ist gerade neunzehn Jahre alt und mit Marie Antoinette, der Tochter der Österreicherin Maria Theresia, verheiratet. Das Paar wird traurige Berühmtheit erlangen, da es auf dem Schafott endet. Die Französische Revolution wird es hinwegfegen.

Auf deutschem Boden ist die Lage verwirrend: Über dreihundert Kleinstaaten gibt es – Hochstifte, Fürstpropsteien, Herzogtümer, Königreiche, Pfalzgrafschaften, Markgrafschaften, Abteien, Erzstifte, weltliche und geistliche Reichsfürsten. Sie bilden zusammen das Heilige Römische Reich Deutscher Nation; die Kaiserkrone trägt der unglücklich agierende Kaiser Joseph II., der Sohn Maria Theresias.

Auch in der Schweiz, die seit dem Westfälischen Frieden nicht mehr zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehört, sieht es nicht viel besser aus: Viele absolutistisch regierte Kleinstaaten existieren nebeneinander und bilden einen losen Staatenbund. Ein Flickenteppich wie in deutschen Landen. Zürich, die Heimatstadt Lavaters, ist zum Beispiel ebenso wie Basel Stadtrepublik.

Selbst der Vatikan bleibt 1774 von Veränderungen nicht verschont. Im September 1774 stirbt Papst Clemens XIV., und bis Jahresende wird kein neuer Papst gefunden.

Sogar die gekrönten Häupter hat das Zeitalter der Aufklärung nicht kalt gelassen. „Aufgeklärten Absolutismus“ nennt man ihren Herrschaftsstil heute, auch wenn der Begriff durchaus umstritten ist. Friedrich der Große ist mit dem französischen Aufklärungsphilosophen Voltaire befreundet. Den wiederum mögen unsere Stürmer und Dränger weniger. Beim Herrschen soll jedenfalls die Vernunft das Zepter führen, was trotz mancher Reformversuche nicht immer gelingt.

Nicht nur das alte Europa wird von Krisen erschüttert – auch in Übersee überschlagen sich die Ereignisse. Die dreizehn ameri-

kanischen Kolonien rebellieren zunehmend gegen die britische Kolonialmacht. Das Zentrum des Widerstands ist dabei Boston. Gerade kurz vor Beginn des neuen Jahres hat hier am 16. Dezember 1773 die Boston Tea Party stattgefunden: Verkleidete Bostoner Bürger haben drei Schiffe der britischen East India Company gestürmt und Tee im Wert von 10.000 Pfund ins Bostoner Hafenbecken befördert. Das Freiheitsstreben der Amerikaner fasziniert unsere Stürmer und Dränger – Schubart wird im laufenden Jahr immer wieder davon berichten.

Neben den politischen gibt es auch kulturelle Umbrüche: Eine neue Pädagogik soll her, neue Schulen und neue Erziehungskonzepte sollen entwickelt werden. Selbst Religion und Theologie bleiben von den Ereignissen nicht unberührt. Immer mehr Menschen entdecken das Lesen, von einer Lesesucht wird gemunkelt. Ist sie gefährlich, vor allem für das weibliche Geschlecht? Zeitschriften schießen wie Pilze aus dem Boden, und die literarische Produktion steigt an. Den alten Mächten gefällt das nicht immer, und das Neue hat es oft nicht leicht sich durchzusetzen.

1774 wird ein turbulentes, ein ereignisreiches Jahr – stürzen wir uns also in den Trubel!



JANUAR 1774

Goethe auf dickem und dünnem Eis



Götz von Berlichingen hat ihn 1773 zu einem bekannten Dichter gemacht. Der Erfolg des Ritterdramas ist auch Anfang 1774 noch zu spüren. Es verkauft sich blendend, in diesem Monat erscheint die zweite Auflage. Trotzdem beschwert sich Goethe: Angeblich hat er die Druckkosten noch nicht zurückerstattet bekommen. Aber Druckkosten hin oder her: Erst einmal lässt Goethe es sich gut gehen in Frankfurt Anfang des neuen Jahres.

Frankfurt am Main ist seine Heimatstadt mit fünfunddreißigtausend Einwohnern. Die weithin sichtbare Mainbrücke mit dem Brückenkreuz, auf dem ein goldener Hahn glänzt, die Marktschiffe, die am Ufer des Mains anlegen, der Weinmarkt, überhaupt das rege Treiben an Markttagen, der Saalhof und die Bartholomäuskirche, der Römerberg und die Liebfrauenkirche, die Zeil: Hier, in Frankfurt, ist Goethe im Haus am Hirschgraben wohlbehütet und durchaus privilegiert aufgewachsen und nach Jurastudium in Leipzig und Straßburg sowie einem folgenreichen Praktikum am Reichskammergericht in Wetzlar 1772 hierher heimgekehrt. Auf Wunsch des wohlhabenden Vaters hat er sich als Rechtsanwalt niedergelassen. Sein eigentliches Leben ist das freilich nicht.

Aber momentan geht es dem jungen Goethe so gut wie lange nicht mehr: Er besucht Konzerte, amüsiert sich, dass ein im Eis eingebrochener Bekannter sich herauspaddeln musste „wie eine Sau“, und berichtet, dass er „gessen Wildpretsbraten und Gelee-

pastete und viel Wein getruncken und zwischen Houris gesessen bis ein Uhr Nachts“. Das Eis bzw. das Schlittschuhlaufen und gutes, geselliges Essen haben es Goethe angetan. An beidem herrscht zurzeit in Frankfurt kein Mangel. Der Main ist völlig zugefroren, ein außergewöhnlich harter Winter sorgt dafür. Noch Jahre später schwärmt Goethe: „Grenzenlose Schrittschuhbahnen, glattgefrorene weite Flächen, wimmelten von bewegter Versammlung.“

Von morgens an ist er auf dem Eis, mitten im Gewimmel. In seinem jugendlichen Leichtsinn hat er sich viel zu dünn angezogen und ist, als seine Mutter in der Kutsche angefahren kommt, um das bunte Treiben auf dem Main zu beobachten, völlig durchgefroren. Mutter Goethe trägt an diesem Tag einen roten Samtumhang, der vor der Brust mit goldenen Schnüren zusammengebunden ist und bis zu den Waden reicht, wo er noch mit Zobel abgesetzt ist. Und was macht der junge Wilde? Er bittet seine Mutter um den roten Samtumhang, bekommt ihn, bindet ihn sich um und zieht samt brauner Pelzmütze und purpurnem Mantel weiter seine Runden auf dem Eis! Trotz des großen Gedränges fällt dieser kuriose Auftritt sofort auf, und Goethe muss ihn sich von seinen Freunden später immer wieder vorhalten lassen. Doch auch wenn er dies beklagt, so macht ihm die Aufmerksamkeit insgeheim kindische Freude.

Mutter Goethe macht sich über ihren Filou übrigens keine Illusionen. Auch wenn sie ihrem Sohn begeistert beim Schlittschuhlaufen zuguckt, vor Vergnügen dabei in die Hände klatscht und durchaus bewundert, wie er elegant zwischen den Brückenbögen der Mainbrücke hin- und herläuft, so registriert sie doch sehr genau, dass er dabei gerne ein bisschen angibt, weil er einer jungen Frau imponieren möchte. Die junge Dame heißt übrigens Maximiliane La Roche, neuerdings verheiratete Brentano, und von ihr wird gleich noch die Rede sein.

Erst einmal schickt der junge Goethe übermütige Gelegenheitsverse an seinen Freund Johann Heinrich Merck nach Darmstadt:

„So ist doch immer unser Muth
Wahrhaftig wahr und bieder gut.
Und allen Perrückeurs und Frätzen
Und allen Literarschen Katzen
Und Rätthen, Schreibern, Maidels, Kindern
Und wissenschaftlich schönen Sündern
Sey Trotz und Hohn gesprochen hier
Und Haß und Ärger für und für.
Weissen wir so diesen Philistern
Kritikastern und ihren Geschwistern
Wohl ein ieder aus seinem Haus
Seinen Arsch zum Fenster hinaus.“

Das ist ein Revoluzzer, der sich hier über das gesetzte Establishment lustig macht und keine Hemmungen kennt. Die ganzen Spießler, die sogenannten „Philister“, die alles besser wissen, die herumkritisieren und belehren wollen, können ihn, den jungen Wilden, mal. Den „Literarschen Katzen“, die seinen neuen Schreibstil nicht zu würdigen wissen, muss man mit Trotz und Hohn begegnen! Die Jugend an die Macht!



Es ist das erste Jahr, das Goethe ohne seine Schwester Cornelia in Frankfurt verbringen wird. Cornelia hat im November 1773 Johann Georg Schlosser, der eng mit Goethe und dessen Dichterfreund Jakob Michael Reinhold Lenz befreundet ist, geheiratet und ihr Elternhaus mit dreiundzwanzig Jahren verlassen. Die junge Frau hat sich vor dem strengen Vater in eine Ehe geflüchtet, in der sie nicht glücklich werden wird. Sie sucht die Freiheit, aber die ist für eine Frau 1774 nur schwer zu finden.

Goethe fällt die Trennung von der Schwester schwer, hat er doch zu Cornelia nach seiner Rückkehr nach Frankfurt ein inniges Verhältnis entwickelt. Daher hat er auf ihre Heirat auch ein bisschen eifersüchtig reagiert, empfindet den Weggang Cornelias als

Verrat an ihm, dem Bruder, dem sie doch ihre ganze Aufmerksamkeit widmen sollte. Das ist natürlich egoistisch, aber genau aus diesem Grund hat Goethe es abgelehnt, die frisch Vermählte zu ihrem neuen Wohnort Karlsruhe zu begleiten, und bleibt daher lieber in Frankfurt. Selbst ein prinzipiell gutes Verhältnis zwischen Bruder und Schwester kann nicht darüber hinwegtäuschen: Cornelia ist eine Frau und muss sich die patriarchalischen Schulmeistereien des Bruders gefallen lassen. Wie er hat sie dieselbe gute, profunde Bildung erhalten, ist vom Vater und den Lehrern im Unterricht getriezt worden. Auch sie schreibt gerne und interessiert sich für Literatur. Aber er ist es, der studieren durfte und der der gefeierte Dichter wird. Maßgeblich hat Cornelia den Bruder zu seinem Drama *Götz von Berlichingen* gedrängt und ihn unterstützt. Sie, die dem Kreis der Stürmer und Dränger nahesteht, die durch den Bruder in den Darmstädter Kreis der Empfindsamen und der jungen Genies, zu dem auch junge Frauen gehörten, hineingezogen worden war, fügt sich letztlich in ihr Schicksal und heiratet, muss ihren künstlerischen Neigungen abschwören.

Vorbei ist die Zeit, wo sich der Darmstädter Mädchenkreis Fantasienamen zugelegt, im Gefühlskult geschwelgt und einen empfindsamen Lebensstil zelebriert hat. Neben Cornelia, die sich „Sophie“ genannt hat, gehörten noch Herders Verlobte Karoline Flachsland alias „Psyche“ und ihre Schwester Friederike Hesse sowie die Hofdamen Henriette von Roussillon und Luise Henriette Friederike von Ziegler dazu. Unwiederbringlich ist mit der Heirat eben diese freie Zeit des Träumens und Fantasierens passé. Vorbei auch die Zeit der eigenen literarischen Versuche, des Brieftagebuchs, das Cornelia als Mischung zwischen Roman und Autobiografie geführt hat – ein Briefroman aus weiblicher Perspektive, lange bevor der Bruder seinen schreibt. Nach wie vor gilt die Ehe als das Lebensziel junger Mädchen. Junge Männer dürfen Genies sein und ausbrechen aus gewohnten Bahnen, ihnen steht die Welt offen, doch auf die Mädchen wartet das traute Heim.



Zum Darmstädter Kreis zählt übrigens auch der Adressat von Goethes obigen Gelegenheitsversen, sein zweiunddreißig Jahre alter Freund Johann Heinrich Merck – seit 1771 sind die beiden befreundet. Oft ist Goethe in Darmstadt zu Besuch, nimmt an den Treffen des empfindsamen, weltflüchtigen Freundschaftsbundes teil, dessen Mittelpunkt sein Darmstädter Freund ist. Gemeinsam begeistert man sich für den großen Dichterkönig Friedrich Gottlieb Klopstock, dessen erste Oden-Sammlung Merck in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* besprochen hat, deren Redakteur er ist. Auch Merck selbst schreibt empfindsamer Gedichte, später wird er das aufgeben – seine Stärke ist das Rezensentenwesen.

Merck ist erst seit wenigen Tagen wieder in der Stadt. Eine lange Russlandreise liegt hinter ihm. Im Mai 1773 war er als Begleiter der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt und ihrer drei unverheirateten Töchter nach Sankt Petersburg aufgebrochen. Der Sohn Katharinas der Großen, Großfürst Paul, ist auf Brautschau und soll sich eine der drei Töchter aussuchen. Tatsächlich wird er fündig, und die Landgräfin kehrt mit Merck im Dezember 1773 zurück.

Goethe ist ganz aus dem Häuschen, dass Merck wieder da ist. Während dessen Abwesenheit hat er ab und zu in Mercks Verlag ausgeholfen, den dieser eigens gegründet hatte, um Goethes *Götz* herauszugeben. Natürlich hat Mercks lange Abwesenheit dem Verlag nicht gutgetan. Goethe ist eben kein Verlagshändler, was er auch ganz unumwunden zugibt. Zum Glück kann Merck sich nun um alles kümmern.

Seine Frau Louise, eine Schweizerin, und die Kinder hat der Darmstädter während seiner Russlandreise in Morges bei den Schwiegereltern untergebracht. Gerade hat Merck wieder Post bekommen. Sein Schwiegervater drängt: Merck solle die Familie in der Schweiz dringend abholen. Auch Louise hat im Dezember schon zweimal eindringlich darum gebeten. Schließlich hat sie ihren Mann, den sie „mein lieber Kleiner“ nennt, seit acht Monaten nicht gesehen! Jetzt, im Januar 1774, wird Louise immer unge-

duldiger: Seit mehreren Posttagen wartet sie auf einen Brief des Liebsten, befürchtet, er vergesse sie über anderweitigen Vergnügungen, macht ihm Vorwürfe. Kurzum: Ein genaues Datum für Mercks Reise in die Schweiz soll definiert werden. Auch Merck würde am liebsten sofort in Louises Arme fliegen, aber man muss in dieser Welt vernünftig sein, und Merck hat noch viele Geschäfte zu erledigen, bevor er sich für eine erneute Reise loseisen kann. Von Vergnügungen kann keine Rede sein!

Ungeheuer viel hat er in diesem Winter zu tun: Er rechnet seine Reisekosten mit der Landgräfin ab, kommt seinen Pflichten bei Hofe nach und kauft ein Haus für 3250 Gulden, ein Schnäppchen, wie Merck findet. Renovieren muss er nun auch noch. Er schafft Möbel an, besucht seine alten Freunde und wird im Januar Kriegsrat – ein neues Amt, in das er sich erst einfinden muss. Denn nun muss er, wie er selbstironisch feststellt, „ordentlich sitzen wie andre Leute auf dem Stuhl 4 Stunden lang, u. das sehr ofte“. Seine Tage sind ausgefüllt.

Währenddessen schafft Merck es trotzdem, seine Frau schon einmal brieflich mit den letzten Neuigkeiten aus Darmstadt zu versorgen, das sich seiner Meinung nach sehr zu seinem Vorteil verändert hat. Natürlich sind Briefe nur ein schwacher Ersatz. Doch Louise Merck wird sich noch bis zum Frühjahr gedulden müssen, bis sie ihren Mann wiedersieht. Der kann derweil nicht ahnen, dass seine Frau und sein Schwiegervater noch ganz andere Gründe für ihr Drängen haben.

Porträts von Merck zeigen einen großen, schlanken, gut aussehenden Mann mit hoher Stirn, vollen Lippen und einer markanten Nase. Goethe gesteht dem Freund zu, er, Merck, habe auf sein Leben „den größten Einfluss gehabt“. Goethe braucht jemanden, der ihn ab und zu aus seinen dichterischen Höhen auf den Boden der Tatsachen zurückbringt. In *Dichtung und Wahrheit*, seiner späteren Autobiografie, setzt er dem Darmstädter Freund ein Denkmal: „Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literaturen, erworben und

sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehn. Treffend und scharf zu urteilen, war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte.“

Goethe schildert hier die zwei Seiten, die seinen Freund ausmachen und diesem zugleich das Leben erschweren. Auf der einen Seite ist Merck ein hochgeschätzter Zeitgenosse, vielseitig interessiert, belesen, scharfsichtig und nachdenklich, der sich mit Naturwissenschaft genauso wie mit Kunst beschäftigt. Auf der anderen Seite kann er plötzlich, aus heiterem Himmel, verletzend und kränkend sein, neigt zu Melancholie und Verbitterung. Immer wieder bemächtigt sich seiner der Schalk, und „wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt“ – Goethe wird hier sehr bildlich – wird aus dem ruhigen, vernünftigen Mann dann ein hämischer und tückischer Genosse, der seine Mitmenschen kränkt und verletzt. So kommt es, dass trotz der vielen guten Anlagen und Interessen aus Merck kein glücklicher Mensch wird. Ohne dass Merck es weiß, ziehen auch schon am Horizont des neuen Jahres 1774 düstere Wolken für ihn auf.



Zurück zu Goethe, Mercks Frankfurter Freund, der für die Trennung von der Schwester einen Ausgleich erhält. Maximiliane La Roche, die umschwärmte junge Dame auf dem Eis, hat am 9. Januar den Frankfurter Geschäftsmann Peter Anton Brentano geheiratet. Für Brentano ist es die zweite Ehe, außerdem ist er einundzwanzig Jahre älter als seine erst siebzehn Jahre alte, ihm frisch angetraute Ehefrau. Die wird auf einen Schlag aus ihrer fröhlichen, heiter-unbeschwerten Jugend in Ehrenbreitstein herausgerissen und muss als Stiefmutter von fünf Kindern einem düsteren Handelshaus vorstehen – Konfliktpotenzial also. Doch der Reihe nach: Seit dem 15. Januar ist das Paar Brentano nun in

Frankfurt, begleitet von Maximilianes Mutter. Die ist niemand Geringeres als Sophie La Roche! Seit Langem ist sie Goethes enge mütterliche Freundin und steht in regem Kontakt mit den Darmstädter Empfindsamen. Auch Cornelia Goethe und Goethes Freund Merck sind mit der Salonnière und Schriftstellerin befreundet.

Lassen Sie uns einen kurzen Moment bei dieser ungewöhnlichen Frau verweilen, denn sie ist eine literarische Berühmtheit ihrer Zeit. Als erste Frau hat Sophie La Roche es geschafft, einen Bestseller zu schreiben. Ihr empfindsamer Briefroman *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim* ist vor drei Jahren auf dem Buchmarkt eingeschlagen wie eine Bombe. Damit dringt Sophie La Roche in eine Männerdomäne vor, setzt sich über gesellschaftliche Normen hinweg, die einer Frau eine solche Selbstständigkeit nicht zubilligen, und bringt zudem Frauen zum Lesen, was den Männern keineswegs immer gefällt. Zwar hat sich die überaus gebildete Dame in eine für Frauen vorgezeichnete Ehe gefügt, nachdem sie als Kind ihren Vater vergeblich angebettelt hatte, die Bildung eines Jungen erhalten zu dürfen. (Zu gerne hätte Sophie nämlich Latein gelernt. Das bleibt indes nicht das Einzige, was ihr der Vater abschlägt. Auch ihre große Liebe darf sie nicht heiraten.) Aber ihre Ehe mit dem kurtrierischen Geheimen Rat Georg Michael Anton Frank La Roche ist nicht unglücklich. Nachdem sie brav acht Kinder zur Welt gebracht hat, emanzipiert sich Sophie. Derzeit führt sie einen offenen literarischen Salon in Ehrenbreitstein, wo sie die literarischen Größen der Zeit besuchen. Zwar ist sie erst dreiundvierzig Jahre alt, doch das ist 1774 nicht mehr jung. Ihre bereits weißen Haare bedeckt meist ein weißes Flügelhäubchen, eher hager und schmal wirkt Frau La Roche auf ihre Besucher.

Goethe hat Sophie La Roche 1771 kennengelernt; Merck hatte den Kontakt vermittelt. Seitdem wechselt der junge Frankfurter eifrig Briefe mit ihr. Im Laufe des Jahres wird er sie noch einmal in Ehrenbreitstein besuchen; seine Beziehung zu der Dichterin ist

in diesem Jahr auf ihrem Höhepunkt. Und jetzt himmelt er auch noch Sophies älteste Tochter an! Die dunkelhaarige Maximiliane mit den schwarzen Augen ist eine Schönheit. Goethe ist hingerissen, beide Frauen in Frankfurt in seiner Nähe zu wissen, und schwärmt: „Die Max[e] ist noch immer der Engel der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl das ich für Sie habe worinn *ihr Mann* nie Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“ Brentano findet dann aber doch schnell Grund zur Eifersucht, schließlich hat er, wie Merck gleich bemerkt, italienische Wurzeln.

Merck rümpft überhaupt die Nase über diese, wie er findet, seltsame Heirat. Ganz verstehen, warum Sophie La Roche ausgerechnet diesen Ehemann für ihre Tochter ausgesucht hat, kann er nicht. Das ist auch schwer zu verstehen: Eine Bestsellerautorin, eine der ersten Frauen überhaupt, die mit ihrem Schreiben selbstständig Erfolg hat, befürwortet für ihre junge Tochter eine solch konventionelle Ehe. Da geht es selbst der Romanheldin der La Roche besser: Sie darf am Ende nämlich ihre Liebe heiraten. Bei ihren eigenen Töchtern hingegen kennt Sophie La Roche keine Gnade: Ihre zweite Tochter Lulu bekommt einen noch schlimmeren Ehemann, wird sie doch mit einem wahren Eheschreck, einem Alkoholiker noch dazu, verheiratet. Erst die Enkelin Bettina, die Tochter Maximilianes, wird eigene Wege suchen. Aber das ist noch lange hin.

Als Merck von Darmstadt herüberkommt, um die verehrte Dichterin und Goethe zu sehen, findet er es ausgesprochen trist, Maximiliane zwischen Heringstonnen und Käse anzutreffen. So schreibt er es jedenfalls seiner Frau Louise. Goethe gefalle sich in der Rolle des Retters, konstatiert Merck, und unternehme es, „die kleine Brentano über den Öl- und Käsegeruch und die Manieren ihres Eheherrn zu trösten“. Natürlich überspitzt Merck hier ein wenig, aber Brentano erscheint ihm einfach nicht als der geeignete Partner für die junge Maximiliane. Der blitzgescheite Merck hat die Situation sofort erfasst: Brentano ist reich, besitzt aller-

dings „über seinen Stand hinaus sehr wenig Geist“. Ein Bekannter der La Roches hat die Ehe nicht ganz uneigennützig vermittelt. Merck fragt sich zu Recht, ob die Mutter „nicht eines Tages vom Gewicht ihrer Reue erdrückt wird“, die Tochter in eine so unerquickliche Ehe gedrängt zu haben. Doch seine düsteren Gedanken teilt Merck vorerst nur mit seiner Frau.



Zumindest vordergründig herrscht zunächst noch für kurze Zeit eitel Sonnenschein in Frankfurt: Goethe wird bei den Brentanos laut Merck „l'ami de la maison“, musiziert mit Maxe und spielt mit den Kindern. Überhaupt ist der junge Dichter ein Frauentyp – hohe Denkerstirn, hellbraune tiefgründige Augen, eine gerade lange Nase, braune Haare, smarte Ausstrahlung und überschäumend vor Esprit – so zeigen ihn die Porträts seiner Jugendzeit. Er gefällt – auch weil er für einen Spaß immer zu haben ist. Mit Goethe wird es nie langweilig!

Neben seinen Besuchen im Brentano'schen Haus, seinen Tagen auf dem Eis, den Geselligkeiten und seinen Dichtungen ist Goethe gut beschäftigt und langweilt sich keineswegs. Als Rechtsanwalt muss er seine Brötchen verdienen und immer wieder Eingaben schreiben, sich mit Heu-Lieferungen beschäftigen: So erringt er im ersten Monat des Jahres einen Sieg für das Dorf Nieder-Erlenbach, indem er den Beweis erbringt, dass Nieder-Erlenbach nie verpflichtet war, den Dörchelweilern Heu nach Frankfurt zu liefern. Auch eine Klage um verkaufte Wechsel führt er und mahnt Termine an. Wir dürfen getrost annehmen, dass den ungestümen Jungspund solche Brotarbeit eher langweilt. Mit seiner literarischen Leidenschaft hat sie nichts zu tun.

Die zeigt sich deutlich in Goethes neuem Liebesgedicht *Ein Veilchen auf der Wiese stand*, das er gerade niedergeschrieben hat: Ein Veilchen träumt sich an den Busen einer jungen Schäferin und wünscht sich, von ihr gepflückt zu werden. Doch letztlich wird das unscheinbare Blümchen von der schönen Frau gar nicht beachtet

und zertreten. Noch im Sterben freut es sich aber, dass es durch die Füße der jungen Schäferin zu Tode kommt. Unverhohlen deutet das Gedicht Begehren und sexuelle Wünsche an, die im Symbol des Gebrochenwerdens zum Ausdruck kommen. Mit seinen emotionalen Ausrufen und den unverblühten sexuellen Anspielungen enthüllt der Text seinen Autor als jungen Stürmer und Dränger.

Neben solchen gelegentlichen Dichtungen ist Goethe wieder mit seinem *Götz* beschäftigt: Der „alte Reutersmann“, wie er ihn lapidar nennt, lässt ihn einfach nicht los. Goethe meckert in einem Brief am 8. Januar bei Heinrich Christian Boie, dass er ihm dreihundert Exemplare des Dramas nach Göttingen geschickt habe, von denen er wisse, dass sie verkauft worden seien. Was hat Boie mit Goethes *Götz* zu schaffen? Nun, Goethe und Merck haben das Ritterdrama ja selbst in Mercks neu gegründetem Verlag herausgegeben. Davon war schon die Rede. Daher müssen sie auch selbst den Vertrieb übernehmen. Sie haben die Idee, dies über ihre Freunde und Bekannten zu organisieren. Und Boie mit seinen vielfältigen Kontakten in der Literaturszene ist dabei für sie ganz besonders wichtig. Also haben sie ihm dreihundert Exemplare geschickt, die er für sie vertrieben hat.

Aber Goethe hat noch kein Bargeld gesehen und möchte die Angelegenheit nun geklärt wissen. Wenigstens Papier will er als Gegenwert geliefert haben. Nicht, dass Goethe sich das Papier zum Schreiben nicht leisten könnte, schließlich stammt er aus begütertem Elternhaus, doch ihm geht es ums Prinzip. Als noch im Januar die zweite Auflage seines Dramas erscheint, ist sie nach dem Willen des Autors, der die Neuauflage selbst durchgesehen hat, ganz unverändert. Es ist und bleibt, so konstatiert er, sein „Probstück und soll bleiben wie's ist“. Dass Goethe bei so viel Arbeit und Vergnügen nicht immer zum Dichten kommt, ist verständlich. Entsprechend informiert er Boie, dass er noch nichts für dessen „Sammlung“ habe außer ein paar Sinngedichten eines Freundes. Boies Sammlung? Und wer genau ist eigentlich Boie?



Heinrich Christian Boie stammt aus Meldorf, ist im Moment aber in Göttingen zu Hause, wenn er sich nicht gerade auf Reisen befindet. Obwohl er selbst gar nicht so viel schreibt, ist Boie eine wichtige Figur in der Literaturszene des Jahres 1774 mit vielen Kontakten zu der neuen Schreibergeneration: Der Neunundzwanzigjährige liebt die Literatur, aber weil man von dieser Liebe nicht leben kann, hat er zunächst halbherzig Theologie studiert und dann zur Juristik gewechselt. Boie ist ein Mann mit weichen sanften Gesichtszügen, klein, nicht ganz schlank, manche sagen dick, auf jeden Fall immer mit Gewichtsproblemen. Er hat runde volle Wangen, eine hohe Stirn, mandelförmige große dunkle Augen und einen sinnlichen Mund. Über Witz verfügt er und hat ein einnehmendes Wesen. Herder ist ein enger Freund von ihm.

In Göttingen, der Stadt der Universität, der Georgia Augusta, die viele bekannte Juristen hervorbringt, verdient Boie seine Brötchen als Hofmeister, ein Job, der ihm immer wieder viel Unbill einbringt. Meist sind es junge Briten, die zum Studium nach Göttingen kommen und um die sich Boie kümmern muss. Das liegt daran, dass das Königreich Hannover gerade in Personalunion vom englischen König regiert wird. Die Gründung der Universität vor fast vierzig Jahren hat für einen enormen Aufschwung in der Stadt am Leinegraben gesorgt, die Wissenschaft ist hier zu Hause. Kein Zufall also, dass Boie vorerst bleibt und seit 1769 den *Göttinger Musenalmanach* herausgibt, besagte „Sammlung“.

Musenalmanache werden gerade beliebt und werden es fast hundert Jahre lang bleiben. Boies Almanach auf das kommende Jahr erscheint immer am Jahresende, sodass Ende 1769 der erste *Musenalmanach* auf das Jahr 1770 herauskommt. Neben einem Kalendarium zu Beginn gibt es stets eine Zusammenschau zeitgenössischer Lyrik, vermischt mit Notenbeilagen und Abbildungen. Boie selbst reimt zwar auch, weiß aber um sein mangelndes Talent. Dafür ist er ein guter Kritiker, steht in Kontakt mit den literarischen Größen seiner Zeit und zieht immer mehr Talente an sich. So entsteht im Laufe des Jahres 1772 eine feste Gruppe,

der Göttinger Hainbund, ein Freundschaftsbund, dessen Mentor Boie ist. Junge Männer, zumeist Studenten, gehören dazu und frönen hier ihren literarischen Interessen. Frauen sind nicht dabei.

Am 12. September 1772 haben sie sehr spontan beschlossen, ihrem Bund eine feste Form zu geben. Die Jünglinge waren außerhalb der Stadt in der Natur unterwegs, genauer gesagt, in einem Eichenwäldchen, über dem gerade der Vollmond stand. Sie reichten einander pathetisch die Hände und schworen sich mit Mond und Sternen als Zeugen ewige Freundschaft. Gott, Vaterland, Tugend und Freundschaft sind seither ihre Maximen – darunter tun sie es nicht.

Um die Jahreswende 1773/74 gehören zum Göttinger Hainbund Heinrich Christian Boie, Johann Heinrich Voß, Johann Friedrich Hahn, Ludwig Christoph Heinrich Hölty, Johann Martin Miller, Gottlob Dietrich Miller und Karl Friedrich Cramer. Es sind sehr unterschiedliche Charaktere, die sich hier zusammenfinden. Eigentlich gehören auch noch die Brüder Stolberg, Christian Graf zu Stolberg und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, dazu. Allerdings haben sie Göttingen im Vorjahr bereits wieder Richtung Kopenhagen verlassen, bleiben dem Bund aber eng verbunden und liefern auch für den Almanach Boies nach wie vor literarische Erzeugnisse. Auf jeden Fall zeigt ihre Mitgliedschaft die sehr demokratische Durchmischung des Bundes, der Mitglieder aller Stände aufweist und strikt nach Talent und eben nicht nach gesellschaftlicher Stellung urteilt. Adlige und Bürgerliche, selbst Bürgerliche aus sehr einfachen Verhältnissen, diskutieren im Hainbund gleichberechtigt über Literatur – ein erster Schritt zur Freiheit.

Die wöchentlichen Zusammenkünfte des Bundes in Göttingen folgen einem festen und strengen Ritus: Samstagnachmittags trifft man sich bei Pfeife und Wein – natürlich muss es Wein vom Rhein sein, dem vaterländischsten aller Flüsse – und zelebriert die Sitzung: Eichenzweige schmücken den Tisch, auf dem das Bundesbuch liegt. Eine Atmosphäre voll Nationalpathos also. Die Eiche hat nach Klopstock eine besondere symbolische Bedeutung,

da sie – so meint er – „den deutschen Charakter vorzüglich gut abbildet“ und schon seit Vorzeiten „ein geheiligter Baum“ sei. Dem müssen die Hainbündler natürlich Rechnung tragen.

Jede Sitzung wird damit eröffnet, dass eine Ode oder ein Gedicht von Klopstock oder Karl Wilhelm Ramler vorgetragen wird. Diese beiden Dichter sind die großen Ideale des Bundes. Der Vortrag des Gedichtes wie auch das Gedicht selbst werden anschließend beurteilt. Dann kommen die Dichtungen der Mitglieder aus der letzten Woche an die Reihe. Auch sie werden ausführlich geprüft, kritisiert und verbessert, erst mündlich, danach schriftlich. Letzteres ist die Aufgabe des Protokollanten. Der Inhalt jeder Sitzung wird in einem Bundesjournal festgehalten. Wenn ein Gedicht als würdig empfunden wird, wird es in das Bundesbuch eingetragen. Ein zum Kritiker Ernannter muss eine Woche später noch einmal eine ausführliche Kritik vortragen.

Das Motto des Bundes lautet: „Der Bund ist ewig.“ Die jungen Männer nehmen ihren Schwur und ihren Bund sehr ernst; ungemein emotional und pathetisch leben sie ihr Anliegen. Ehrlichkeit untereinander ist Pflicht. Per Los wird Johann Heinrich Voß zum Ältesten bestimmt, Boie erhält den Ehrenvorsitz, man gibt sich Bardennamen. Bardens, also singende Dichter aus der keltischen Mythologie, sind nämlich gerade sehr angesagt. Volkssprache im Gegensatz zur Gelehrtensprache steht hoch im Kurs.

Vor allem ein Barde hat es den Stürmern und Drängern angetan: Ossian. Gerade hat der Schotte James Macpherson die Übersetzung eines alten gälischen Epos veröffentlicht, das der aus dem 3. Jahrhundert stammende Barde Ossian verfasst haben soll. Ossian wird das Vorbild der jungen Dichter. Ihm eifern sie nach; nordische Regellosigkeit der Dichtung wird gegen südliche antike Regelmäßigkeit beschworen. Erst hundert Jahre später wird man herausfinden, dass das Ossian-Epos eine Fälschung ist, denn Macpherson hat es selbst verfasst. Gemunkelt hatte man schon länger darüber, doch als 1895 die Fälschung endgültig feststeht, sind die meisten der wilden Kerls bereits tot. Aber das ist weit vorgegriffen.

Vereint sind die jungen Hainbündler neben ihrer Ossian-Verehrung derzeit in ihrer Ablehnung gegen die Dichter und Gelehrten Wieland und Voltaire, denen ihrer Meinung nach das echte tiefe Gefühl fehlt und die daher zu kalt und aufklärerisch-vernünftig schreiben und denken.



Als Goethe im Januar seinen Beschwerdebrief an Boie schickt, ist dieser allerdings gar nicht in Göttingen, sondern bereits seit Dezember auf Reisen nach Flensburg und Hamburg. Er besucht den feurig verehrten Klopstock, von dem er seinen Hainbündlern ein Buch und einen Brief mitbringt, der alle in einen wahren Taumel versetzt: Klopstock schreibt, dass er tatsächlich Mitglied des Göttinger Hainbundes werden möchte. Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, ebenfalls Dichter und Wegbereiter des Sturm und Drang, sowie den Diplomaten Schönborn und Goethe will er ebenfalls zum Eintritt einladen. Das ist zu schön, um wahr zu sein! Aber leider – es wird nichts daraus werden. Trotzdem: Friedrich Gottlieb Klopstock ist ihr Leitstern.

Er ist bereits ein gefeierter Dichter, berühmt durch seine Gesänge des *Messias* und seine Oden. In diesem Jahr erscheint ein neues Werk von Klopstock: *Die deutsche Gelehrtenrepublik*, die Utopie eines idealen Staates, einer Republik, die aus Aldermännern, Zünften, Volk und Pöbel besteht. Die Aldermänner, eine männliche Elite, regieren den Staat. Der Pöbel, dem Klopstock grundsätzlich misstraut, hat keine Stimme. Freiheit hat eben auch ihre Grenzen. Menschen werden unterschieden in Knechte, Freye und Edle. Knechte sind Nachahmer und ohne eigene Meinung, Freye sind selbstdenkend, und Entdecker und Erfinder gelten als Edle. Bildung und Freiheit lauten die großen Schlagworte dieser Republik. – Sie finden, das ist ein kompliziertes System? Viele Erstleser finden das auch und sind enttäuscht. Aber der Name „Klopstock“ zieht, und so haben etliche Fans vorbestellt: Auch Goethe und Boie haben bereits Exemplare der Utopie angefordert,

insgesamt gibt es dreitausendsechshundert Subskribenten – Klopstock ist auf der Höhe seines Ruhms. Daher verwundert es nicht, dass die Hainbrüder ihren Namen und ihr Motto aus Klopstocks Ode *Der Hügel und der Hain* entlehnt haben. Boie wählt als Bardenamen „Werdomar“, eine Figur aus Klopstocks *Bardieten*. Hölty entscheidet sich für den Namen „Haining“, den Namen eines Bardens aus einer Klopstock-Ode. Aber, wie gesagt, nicht alle Leser des neuen Klopstock-Werkes sind so begeistert wie die Jünglinge des Göttinger Hains.

Boie, der für Göttingen dreihundertzweiundvierzig Vorbestellungen entgegengenommen hat, sieht sich bald von Zorn und Spott enttäuschter Leser verfolgt. Das hindert die Hainbrüder aber nicht an ihrer Verehrung: Klopstock geht auf sie ein und setzt ihnen in seiner *Gelehrtenrepublik* sogar ein Denkmal, als er am Ende „zwölf edle und vaterländische Jünglinge“ auftreten lässt, die besonders mutig daherkommen. Die Jungs erkennen sich darin wieder und sind selig. Sie schmieden Pläne für die Zukunft: Zwölf Jünglinge sollen folglich den inneren Bund bilden. Scheidet einer aus, wählen die elf Verbliebenen seinen Nachfolger. Auch an den Tod denkt man schon: Jeder soll einen sogenannten „Sohn“ als Nachfolger bestimmen, der seinen Platz nach seinem Tode einnimmt. Doch das ist ein bisschen weit vorausgedacht. Schon am Ende des Jahres ist der Hainbund weitgehend Geschichte, und da leben seine Mitglieder alle noch.



Goethe hat die Jungs über Boie und Friedrich Wilhelm Gotter kennengelernt, mit dem Boie anfangs den *Göttinger Musenalmanach* herausgibt. Schon für den *Musalmanach* 1774 schreibt Goethe unter dem Pseudonym „von Falck“. Daher ist es selbstverständlich, dass Boie für das kommende Jahr wieder beim Frankfurter Dichter anfragt. Zudem hat Goethes *Götz* die Hainbündler begeistert: Sie verehren ihn, und Goethe mag sie ebenfalls.

Boie ist neben Goethe auch mit Merck und Herder sowie des-

sen Frau Karoline Flachsland bekannt, die wiederum enge Freunde von Goethe sind. So kommt man immer wieder in Kontakt miteinander. In der Verehrung Klopstocks ist man sich einig. Allerdings ist Goethe weit davon entfernt, in das bündische Treiben mit all seinen skurrilen Riten einzusteigen, so sehr die Göttinger Jünglinge dies auch wünschen. Aber Beiträge für den *Musalmanach* – das geht für Goethe immer.



In Straßburg sitzt derweil Jakob Michael Reinhold Lenz. Die wenigen Porträts, die es von ihm gibt, zeigen einen schwächlichen jungen Mann, keine Schönheit, klein von Gestalt, blaue Augen, blonde Haare. Eher ein nordischer Typ, wie Goethe meint. Sanft, zurückhaltend und etwas schüchtern wirkt Lenz nach außen, aber das täuscht. Seine neuen Werke, die in diesem Jahr erscheinen, zeugen eher vom Gegenteil. Wild und aufbrausend geht es hier zu. Lenz ist vor dem autoritären und erfolgreichen Theologen-Vater geflohen, aus Livland nach Straßburg. Schreiben will er und nichts als schreiben. In die Stadt, die schon früh zum geistigen Mittelpunkt für die jungen Stürmer und Dränger wird, ist er 1771 als Begleiter zweier junger Adliger, der Barone von Kleist, gekommen.

In Straßburg, der Stadt mit südlichem Flair inmitten der elsässischen Landschaft, pulsiert das Leben. In der „Königlich freien Stadt“, die formal nicht zu Frankreich gehört und die enge Verbindungen zum Deutschen Reich pflegt, leben gut zehntausend Soldaten. Somit ist Straßburg die größte französische Festung. Neben den Studenten, die an den beiden Universitäten studieren, prägt das Militär die 43.000-Einwohnerstadt. Reger Handel wird getrieben: Tabak, Wein, Öl und Papier sind begehrte Handelsobjekte auf den Märkten.

In Straßburg trifft Lenz Gleichgesinnte, lernt Herder kennen, freundet sich mit Goethe an – mit dem er im nächsten Jahr das imposante Münster *Unserer Lieben Frau* besteigen wird – und

findet Zugang zu dem innovativen Kreis um Johann Daniel Salzmann. Dieser Kreis wird ungeheuer wichtig für Lenz. Goethe hat den Kontakt vermittelt. In der Knoblochgasse trifft sich eine Tischgesellschaft von circa zwanzig kulturell Interessierten seit mittlerweile drei Jahren zum Mittagessen: zumeist Studenten, deren „Tischpräsident“ – wie Goethe sich erinnert – der achtundvierzigjährige Salzmann ist. Lenz ist hier genau richtig, lernt über die Tischgesellschaft den frommen, pietistisch angehauchten späteren Arzt Johann Heinrich Jung-Stilling und den Autor Heinrich Leopold Wagner kennen. Beide werden uns im Laufe des Jahres noch begegnen.

Es ist eine bunt gemischte Gesellschaft, in der Toleranz gelebt wird. Über Salzmann findet Lenz auch Zugang zur *Société de Philosophie et de Belles-Lettres*. Der Name sagt es schon: Hier verschreibt man sich der Philosophie und den schönen Künsten. Referate und Vorträge werden gehalten, auch Lenz steuert einiges bei. Im vergangenen Jahr hat man ihn in Abwesenheit sogar zum Ehrenmitglied ernannt. Salzmann wird zunehmend Lenz' Mentor und auch sein Erstleser.

Die Kontakte zur *Société* sind für Lenz ein Kontrastprogramm zu seinem harten Alltag, nicht zu vergleichen mit dem des Sonnyboys und Studenten Goethe, der ja mittlerweile Straßburg den Rücken gekehrt hat: Die beiden Kleists sehen den armen Lenz als ihren Bediensteten an. Er ist für die Pflege ihrer Uniformen zuständig, muss sich um ihre Wäsche und um ihr Essen kümmern. Er schläft mit ihnen in einem Zimmer. Schreiben kann er nur in den Zeiten, in denen sie Dienst tun und er alleine ist. Es ist ein aufreibendes Leben, aber 1774 wird ein wichtiges und überaus produktives Jahr für Lenz werden.



Blicken wir nach Saarbrücken, die kleine Residenzstadt des letzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken: Dorthin hat es den Straßburger Heinrich Leopold Wagner, den wir eben noch als Mitglied

von Salzmanns Tischgesellschaft gesehen haben, im vergangenen Jahr gezogen. Seine Heimatstadt Straßburg hat Wagner nie gemocht – zu viel Zensur. Wie Lenz ist auch er finanziell nicht gut gestellt und hat daher die Stelle eines Erziehers angenommen. Nun kümmert er sich in Saarbrücken um die Söhne des Präsidenten Hieronymus Max von Günderode und bald auch noch um vieles mehr.

Seine Dichtungen veröffentlicht der hagere Dichter im *Saarbrücker Wochenblatt* und begeistert sich für Wieland. Wie Goethe und Lenz ist auch er ein „Strebender“ und zugleich Suchender. So charakterisiert ihn jedenfalls Goethe, der Wagner gegenüber noch positiv gestimmt ist. Das wird sich allerdings bald ändern.

Dem Landesherrn Ludwig von Nassau-Saarbrücken widmet Wagner zu Neujahr 1774 die Romanze *Phaeton*; es ist üblich, sich mit der Herrschaft als Künstler gut zu stellen, um von ihr zu profitieren. Doch Ludwig hat nicht viel zu verschenken, er ist zu eisernem Sparen gezwungen. Großzügig geht er nur mit den Frauen um, hat derer gleich drei: seine offizielle Gattin Wilhelmine von Schwarzburg-Rudolstadt, mit der er unglücklich verheiratet ist und einen Sohn hat; seine Mätresse Friederike Amalie Freifrau von Dorsberg, mit der er ebenfalls zwei Kinder hat; und noch in diesem Jahr wird Ludwig einemorganatische, d. h. eine nicht-standesgemäße Ehe mit Katharina Kest eingehen, aus der sechs Kinder hervorgehen werden. Ludwig, zwar insgesamt ein aufgeklärter Herrscher, hat schon zu diesem Zeitpunkt kein gutes Verhältnis zu Wagners Dienstherrn Günderode, und sehr bald wird dieses Missfallen auf Wagner abfärben.



Bückeberg, fünfzig Kilometer westlich von Hannover gelegen, ist ein Nest, ein „Kanaan zwischen Stein u. Felsen, abgesondert von der ganzen Welt u. also auch vom guten Geschmack“. So hart sieht es Johann Gottfried Herder, der Theologe und Gelehrte im Kreis der Stürmer und Dränger. Von Darmstadt aus, wo er ebenso wie

seine Frau Karoline zu Mercks Freundschaftsbund gehörte, ist er hierhergekommen. Seit drei Jahren hat er die Stelle des Hauptpredigers nun schon inne. Karoline hat es im vergangenen Jahr nach langem Zieren Herders endlich geschafft, von ihm geheiratet zu werden. Gerade neulich ist sie ihm nach Bückeburg gefolgt. Eine Liebesheirat, was 1774 noch eher eine Seltenheit ist: Die Ehe entwickelt sich überaus positiv, Karoline ist für Herder ein Sonnenschein im grauen Bückeburger Alltag.

Die Stadt Bückeburg ist die Residenzstadt der Grafen zu Schaumburg-Lippe, und die Hofpredigerstelle ist das höchste Amt, das es in dem kleinen Ländchen gibt. Gleichzeitig ist Herder damit für die Schulen des Landes zuständig. Das kommt dem an Pädagogik interessierten Mann durchaus entgegen, macht er sich im Januar 1774 doch bereits Gedanken darüber, welche Lesemethode an den Schulen die richtige sei. Letztlich hat Herder die Stelle jedoch angenommen, da sie ihm ökonomisch die Heirat mit Karoline erlaubt hat. Zumindest glaubt er das zunächst. Glücklicherweise ist er hier nicht.

Aber der Reihe nach: Blicken wir zunächst auf diesen ungewöhnlichen Mann in den Reihen der jungen Wilden. 1771 hat Herder den jungen Goethe in Straßburg kennengelernt, nachdem er als Reisebegleiter des Grafen von Eutin in die Stadt gekommen war. Damit beginnt eine spannungsreiche Beziehung zweier Antipoden, die bis zum Tod Herders andauert und zwischen Anziehung und Ablehnung hin- und herschwankt.

Ursprünglich stammt Herder aus dem Norden: In Mohrungen in Ostpreußen wird er 1744 geboren. Aber schon mit nur sechzehn Jahren verlässt er Heimatstadt und Eltern, um in Königsberg zu studieren. Und das Unglaubliche: Er bricht auf und wird nie wieder zurückkehren, seine Eltern nie wiedersehen. So ist das damals. In Königsberg will Herder Medizin studieren, aber gleich beim ersten Mal, als er zuschauen muss, wie eine Leiche seziiert wird, fällt er in Ohnmacht. Also wechselt er zur Theologie und hört Vorlesungen bei dem großen Aufklärungsphilosophen Immanuel

Kant. Danach wird er Hilfslehrer und Prediger in Riga. Aber schon hier zeigt sich eine für Herder so typische Eigenschaft: Er ist nie zufrieden. Außerdem gibt es Gerede wegen einer Frau. Kurzerhand beschließt er, auf Reisen zu gehen, und landet unter anderem in Straßburg, wo er Goethe kennenlernt, und in Darmstadt, wo er Karoline trifft. Herder wird in den Darmstädter Kreis der Empfindsamen um Merck hineingezogen, begegnet hier auch Cornelia Goethe, die den jungen Theologen sehr mag. Eine durchaus erfolgreiche Reise also mit vielen neuen Bekanntschaften. Die gegenwärtige Station aber ist weniger anregend. Bückeburg wird in diesem Jahr noch mächtig an Herders Nerven zerren.

Gucken wir uns Herder etwas genauer an: Sehr korrekt wirkt er, das gepuderte Haar seitlich jeweils akribisch zu einer runden Locke aufgesteckt; ein rundlich-ovales Gesicht und eine hohe Stirn hat er, außerdem „einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund“ und schwarze Augen – so schildert ihn uns Goethe, und so zeigen ihn auch die Porträts. Zugleich stellt Goethe „etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war“, fest.

Früh bemerkt Goethe zwei gänzlich unterschiedliche Seiten an dem fünf Jahre Älteren: Einerseits kann Herder galant, gefällig, „allerliebste einnehmend und geistreich“ sein; andererseits gibt es auch den verdrießlichen, missmutigen Herder, der sich mit scharfem Humor und bissiger Polemik schnell Feinde machen kann. Goethe führt die zwiespältige Persönlichkeit Herders auf dessen Augenleiden zurück: Herder leidet an einer Tränenfistel, die zur Folge hat, dass die Tränenflüssigkeit nicht richtig abfließen kann und immer wieder Entzündungen entstehen. 1770 hat er es gewagt, sein Augenleiden in Straßburg operieren zu lassen, doch die Operation ist misslungen. Überhaupt ist Herder zeitlebens ein kränklicher Mann, der selten oder nie wirklich in sich ruht. Das hat Goethe schon richtig erkannt. Zweifellos ist Herder ein großer Denker und Gelehrter, für seinen Biografen Michael Maurer ist er sogar „einer der größten Denker und bedeutendsten Menschen,

die je in Deutschland gelebt haben“. Das macht ihn für Goethe wiederum anziehend.

Das Jahr 1774 gestaltet sich für Herder eher unerfreulich, daher kehrt es den unzufriedenen und bärbeißigen Herder hervor. Da ist der Ärger mit dem Druck seiner neuesten Werke. Der Buchdrucker Iffé aus Weißenfels erweist sich als unzuverlässig. Er rührt sich nämlich nicht, und seine Arbeiten sind voll Druckfehler. Neuen Zank gibt es auch schon wieder in Gestalt des Berliner Aufklärungstheologen Johann Joachim Spalding. Der hat 1772 die Schrift *Ueber die Nutzbarkeit des Predigamtes und deren Beförderung* veröffentlicht, die Herder zunehmend ärgert. Schon Ende des vergangenen Jahres und nach Erscheinen der zweiten Auflage von Spaldings Werk kocht sein Verdruss über den Berliner hoch, und er vermeldet dem gemeinsamen Theologenfreund Lavater: „Ihr Spalding ärgert mich von Tag zu Tag mehr.“ Herder entscheidet sich, selbst eine Schrift, die als Entgegnung gedacht ist, in Druck zu geben: *An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter*. Von ihr wird noch zu reden sein, denn ihr Erscheinen sorgt im Sommer für einen für alle Seiten unglücklichen Briefwechsel zwischen Herder und Spalding. Zu allem Überdross kommen auch noch die Bückeburger Amtsgeschäfte, die Herder ernüchtern und langweilen. Von den Geldsorgen gar nicht zu reden ... Und dann hat auch noch die enge Freundschaft zwischen Merck und Herder 1773 einen bösen Riss bekommen – seitdem löst sich der Darmstädter Kreis langsam auf. Herder lässt kein gutes Wort mehr an dem einstigen Freund, der ihn 1774 immer mal wieder beschäftigen wird.



Einen Riss gibt es auch in den Beziehungen Goethes zu den Brentanos: Bereits Ende Januar ist es nämlich mit der Geduld Peter Anton Brentanos zu Ende, und seine Eifersucht meldet sich. Goethe, der sich selbst für unschuldig an der Zwietracht hält, es mit seinen Besuchen bei Maximiliane wohl aber etwas übertrieben hat, meidet das Haus Brentano fortan. Sophie La Roche versucht,

noch zu vermitteln, doch Goethe dramatisiert, er habe in „schröcklichen Augenblicken für alle Zukunft gelitten“. Die Schwelle des Brentano'schen Hauses will er nie wieder betreten.

Sophie La Roche indes bleibt Goethes verehrte Vertraute. Ende des Monats bekommt sie noch ein Exemplar aus der *Götz*-Neuaufgabe, bevor sie Frankfurt verlässt und nach Ehrenbreitstein zurückkehrt.



Ein unterhaltsames Panorama des Sturm und Drang,
gewürzt mit Klatsch, Skandalen und Affären



1774 nimmt die erste deutsche Jugendrebellion an Fahrt auf. Neun junge Stürmer und Dränger – sie nennen sich „Genies“ – streiten leidenschaftlich für eine neue Sicht auf die Welt. Mittendrin: Johann Wolfgang Goethe, ein Tausendsassa, der weder Regeln noch Hemmungen kennt und dem mit dem Roman *Werther* der Bestseller des Jahres gelingt. Selbstbewusst mischen Goethe und seine Freunde, unter ihnen Jakob Michael Reinhold Lenz, die Gesellschaft auf. Die Frauen an der Seite der stürmenden Genies sind ihre Musen, werden verehrt oder tragen ihnen die Pantoffeln nach. Keineswegs herrscht immer eitel Sonnenschein unter Deutschlands klügsten Köpfen, denn es gibt Geldsorgen, verletzte Gefühle, unerfüllte Lieben. Man wechselt Briefe über Briefe, reist viel und diskutiert über Gott, die Welt und die Freiheit – mit Auswirkungen bis heute ...

